

HANNAH TUNNICLIFFE | Der Duft von Tee

Zum Buch

Grace Miller ist Anfang dreißig und gerade mit ihrem Ehemann nach Macao ausgewandert, als sie erfährt, dass sie keine Kinder bekommen kann. Grace fühlt sich von der Welt im Stich gelassen, denn mit Pete eine Familie zu gründen war ihr großer Traum. Trost findet sie beim Backen – ein Talent, das sie von ihrer impulsiven, eigenwilligen Mutter geerbt hat. Als Grace durch Zufall ein leer stehendes Ladenlokal entdeckt, trifft sie eine mutige Entscheidung: Sie investiert ihre gesamten Ersparnisse und eröffnet das Lillian's, ein kleines Café, das dank ihrer kunstvollen Macarons bei den Frauen Macaos zum Geheimtipp wird. Die Stammkundin Marjory sowie ihre Angestellten Rilla und Gigi wachsen Grace besonders ans Herz, und sie stehen ihr bei, als ihre Ehe in eine Krise gerät. Es ist die Kraft der Freundschaft, die Grace klar macht: Sie muss sich mit ihrer Vergangenheit versöhnen, um endlich ihr Glück zu finden.

»Kulinarische Genüsse und Tunnicliffes besonderes Talent, mit Worten umzugehen, machen diesen Roman zum Lesevergnügen.«

Sydney Morning Herald

»Eine sinnliche Geschichte über Vertrauen, Freundschaft und Loslassen. Einfach mitreißend!«

Woman's Day

Zur Autorin

Hannah Tunncliffe wurde in Neuseeland geboren. Sie studierte Sozialwissenschaften und lebte danach in Australien, England, Macao und Kanada. Nachdem sie einige Zeit in der Personalwirtschaft und als Karriere-Coach arbeitete, wandte sie sich ihrem Traum, dem Schreiben, zu. Mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern lebt sie heute in Sydney, Australien. *Der Duft von Tee* ist ihr erster Roman.

HANNAH TUNNICLIFFE

Der Duft von Tee

ROMAN

Aus dem Englischen von Hanne Hammer

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *The Colour of Tea*
bei Pan Macmillan Australia Ltd, Sydney



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 06/2013
Copyright © 2011 der Originalausgabe by Hannah Tunnicliffe
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe by Diana Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion | Kristof Kurz
Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © shutterstock
Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2013

ISBN: 978-3-453-35737-2

www.diana-verlag.de

Für Matt

Ich habe dich gefunden, und jetzt weiß ich es

Inhalt

Prolog	11
L'Arrivée – Ankommen	
<i>Süßer, rauchiger Karamell mit einer salzigen, buttrigen Sahnefüllung</i>	13
Remède de Délivrance – Notfallmittel	
<i>Veilchen mit Sahne und einer schwarzen Johannisbeerfüllung . . .</i>	24
La Ville-Lumière – Stadt des Lichts	
<i>Banane à la Pariser Crêpe mit einer Ganache aus Haselnusschokolade</i>	42
La Poudre à Canon – Gunpowder	
<i>Grüner Gunpowder-Tee mit einer süßen Mandarinenbuttercreme</i>	62
Une Petite Flamme – Eine kleine Flamme	
<i>Espresso mit einer Ganache aus dunkler Schokolade und einem Stück Blattgold</i>	76
Un Bon Début – Ein guter Anfang	
<i>Kokosnuss mit einer Passionsfruchtbuttercreme</i>	88

Raiponce – Rapunzel	
<i>Bergamotte und Kardamom mit einer Ganache aus weißer Schokolade</i>	104
L'Espoir – Hoffnung	
<i>Provenzalischer Lavendel mit einer süßen Feigenbuttercreme . . .</i>	120
Un Peu de Bonté – Eine kleine Gefälligkeit	
<i>Wassermelone mit einer Sahnefüllung</i>	122
Rêve d'un Ange – Der Traum eines Engels	
<i>Weißer Schokolade mit einem Hauch von Zitronenschale und Zimt</i>	131
Cœur Curatif – Das heilende Herz	
<i>Vanille mit Himbeerstückchen und Himbeerfüllung</i>	156
Le Dragon Rouge – Der rote Drache	
<i>Drachenfrucht mit einer Füllung aus Zitronengrasbuttercreme</i>	175
Cirque – Zirkus	
<i>Limette mit einer Schokoladenganache, bestäubt mit Blutorangenzucker</i>	178
La Fièvre – Fieber	
<i>Rose mit einer Ganache aus dunkler Schokolade und scharfem Ingwer</i>	196
Brise d'Été – Sommerbrise	
<i>Yuzu mit einer dunklen Kirschfüllung</i>	212

Saison Orageuse – Sturmzeit	
<i>Zitrone und Ingwer mit einer braunen Buttercremefüllung</i>	233
Verre de Mer – Meerglas	
<i>Pistazie mit einer Buttercremefüllung</i>	251
Une Vie Tranquille – Ein ruhiges Leben	
<i>Ananas mit einer Butterschokolade</i>	258
Pardon – Vergebung	
<i>Pflaume und Hibiskus mit einer Schokoladenganache</i>	272
Thé pour Deux – Tee für zwei	
<i>Pink Earl Grey mit einer Ganache aus dunkler Schokolade</i>	291
Un Petit Phénix – Ein kleiner Phönix	
<i>Zimt mit einer Ganache aus dunkler Chilischokolade</i>	302
La Foi – Glaube	
<i>Walderdbeere gefüllt mit einer rosa Grapefruit- buttercreme</i>	312
Prenez ce Baiser – Nimm diesen Kuss	
<i>Honigwabe mit einer Ganache aus Milkschokolade</i>	322
Les Sœurs – Die Schwestern	
<i>Pfefferminz mit einer Ganache aus dunkler Schokolade</i>	338
Le Retour – Die Heimkehr	
<i>Herbe Mango mit einer Buttercremefüllung</i>	351

La Môme Piaf – Der kleine Spatz	
<i>Pfirsich und Maronen mit einer</i>	
<i>Williams-Birnen-Buttercreme</i>	362
La Promesse – Das Versprechen	
<i>Orange Pekoe bestäubt mit Goldpulver und einer</i>	
<i>Mascarponefüllung mit Rosengelee</i>	381
Epilog	391
Macarons	396
Danksagung	397

Prolog

Als wir in Macao eintrafen, neigte sich das Jahr des Goldenen Schweins dem Ende zu. Das Jahr des Goldenen Schweins wiederholt sich nur alle 60 Jahre, und es bringt großes Glück. Als wir also am Ende dieses Jahres des Goldenen Schweins in unsere neue Heimat Macao kamen, tanzten dicke, fette Schweine durch die Werbeanzeigen der Banken, hingen glänzende Cartoonschweine in chinesischen Pyjamas in der örtlichen Bäckerei, und in den Postfilialen wurden kleine goldene Schweine als Souvenirs zum Verkauf angeboten. All diese Schweine mit ihren dicken Schnauzen und ihrem pausbäckigen Grinsen waren irgendwie tröstlich. *Willkommen in Macao!*, grunzten sie. *Es wird dir hier gefallen. Uns gefällt es auch!* Ich war bereit, jegliches Glück dankbar anzunehmen, das ein goldenes Schwein mir bringen konnte.

Macao: die Knollennase Chinas, eine Halbinsel und zwei Inseln, aufgereiht wie Perlen auf einer Kette, obwohl Sand und Schlamm den seidigen Ozean zwischen ihnen beinahe verdrängt haben. Vom Fortschritt verschlungen, wie fast alles in Macao. Vom Fortschritt und vom Glücksspiel. Dieses kleine Land, das nur 28 Quadratkilometer groß ist und früher einmal ein verschlafener portugiesischer Außenposten war, ist heute der einzige Ort in China, wo man eine Münze in einen Spielautomaten werfen oder einen Chip auf einen nierenförmigen Rasen aus weichem, grünem Filz legen kann. Das Las Vegas des Ostens. Glänzende Lichter, eine kleine Stadt, schnelles Geld.

Am 8. Januar 2008 verließen wir die Fähre aus Hongkong. Das Datum hatte einen guten Klang. Ein reiner Tisch, ein neuer Anfang. Wir kamen mit Koffern voller leichter, luftiger Kleidung, die wir gewöhnlich für den kurzen, aber intensiven britischen Sommer reserviert hatten. Wir stürzten uns voll naivem Optimismus in das Abenteuer unseres neuen Lebens. Mein australischer Ehemann und seine rothaarige, rotwangige englische Rose. Wir waren wie große Kinder.

Der Winter war in mehr als einer Beziehung hart. Der Januar war einer der kältesten seit Beginn der Aufzeichnungen, und wir froren in unseren sommerlich dünnen Kleidern. Jeden Morgen hatte der Himmel die Farbe von Milch. Die Wohnung hatte keine Zentralheizung, und nach einer Weile wurde uns klar, dass wir einen Luftentfeuchter brauchten. Die Wände erblühten in dunklem Schimmel, der sich wie ein wachsender Bluterguss ausbreitete. Abends konnte ich meine Finger nicht mehr spüren. Es war die Art feuchter Kälte, die sich tief in die Knochen gräbt und einfach nicht mehr weichen will.

Hier nimmt meine Geschichte ihren Anfang. Mit unserem Leben in der Kälte, im letzten Monat vor dem bevorstehenden Jahr der Ratte. Als wir nicht länger vor der Wirklichkeit davonlaufen konnten; als uns die Realität, die uns den ganzen Weg von Melbourne nach London und von London nach Macao gefolgt war, endlich aufspürte und zur Strecke brachte. Nach dieser langen Flucht waren wir nun nicht mehr in der Lage, uns in den bedeutungslosen Details unseres Lebens zu verstecken – wer macht Frühstück und würdest du bitte daran denken, die Wäsche aus der Reinigung zu holen.

Es war Zeit für mich, ein eigenes Leben zu finden. Aus nichts etwas zu machen. Es war das Ende der Hoffnung und auch ihr Anfang.

L'Arrivée - Ankommen

*Süßer, rauchiger Karamell mit einer salzigen,
buttrigen Sahnefüllung*

Genau so eine Reise würde meine Mutter machen: an einem fremden Ort in einen Bus steigen, wo die Sprache ein Meer bedeutungslosen Unsinn und die Schrift noch verwirrender ist; allein bis auf reihenweise herumwirbelnder, starrender Gesichter. Mama würde das gefallen. Dunkle Augen, die das rote Haar und die blasse Haut angaffen. Die warmen, zusammengepferchten Körper, die sich unbekümmert aneinanderdrängen, wenn die Wagenräder durch die Schlaglöcher im Asphalt rumpeln. Ich dagegen bin nervös und fühle mich leicht seekrank, klammere mich an meine Handtasche und murmele nutzlose Entschuldigungen auf Englisch, wenn ich jemandem im Weg stehe. Ich fühle mich wie ein Eisbär im Outback, wie Pete es ausdrücken würde.

Macao wird von dem schmutzigen Busfenster eingerahmt. Als wir von der Insel Taipa über die Brücke auf die Halbinsel fahren, ist es, als würden wir direkt in den weißen, nebligen Himmel tauchen. Der Bus hält mehrmals an und bremst dabei so spät, dass die Leute wie die Kegel übereinanderfallen. Niemand beklagt sich. Wir kommen am Casino Lisboa vorbei, das in dem Orange eines schlechten Cocktails gestrichen ist und runde Fenster im Stil der Sechzigerjahre hat. Dann an dem funkelnagelneuen Gran Casino Lisboa, dessen Ananas-

form direkt aus dem Boden zu schießen scheint. Die eckigen Kronblätter schwingen sich hoch in den Himmel. Die Kugel seines Fundaments leuchtet wie ein großer gewölbter Bildschirm, auf dem ständig Werbung, Fische, rollende Münzen und Hinweise auf Sonderangebote aufblitzen. Die aussteigenden Fahrgäste tragen alle die gleichen weißen Hemden und schwarzen Hosen. Als sie an mir vorbeidrängen, drücke ich meine Handtasche fest an meine Seite, spüre, wie sich die Ecken meines Reiseführers in meine Rippen bohren. Als wir die Stadtmitte erreichen, werden die Straßen enger und schwerer zu befahren. Die meisten Gebäude hier sind altersgraue Wohnblöcke. Dunkle Rinnsale tropfen von Fensterrahmen, und verblasste Kleider hängen ordentlich auf Miniaturwäscheleinen. Mopeds flitzen wie Wespen durch den Verkehr, Männer sitzen auf den Bürgersteigen und schlürfen Nudeln aus Plastikschalen. Sie heben kaum die Köpfe angesichts des Lärms: Fehlzündungen, Autohupen, das metallische Kreischen protestierender Bremsen. Heute ist es etwas wärmer. Der Frost lässt endlich nach. Ich ziehe mir den Schal vom Hals und stopfe ihn in die Tasche. Eigentlich will ich nach San Malo, doch da ich kein Kantonesisch kann, kann ich auch niemanden nach dem Weg fragen. Wenigstens wird so niemand versuchen, mit mir ins Gespräch zu kommen. Das ist zumindest eine kleine Annehmlichkeit.

Ich schaue weiter aus dem Fenster, suche nach den Orientierungspunkten, die laut dem, was ich gelesen habe, demnächst auftauchen sollen. Wir erreichen ein Viertel mit schwarzen und weißen portugiesischen Pflastersteinen in durchdachten Wirbeln und Wellen und historischen Gebäuden anstelle von Wohnblöcken und glitzernden Casinos. Die Fensterbretter sind cremefarben, die Fassaden bon-

bonrosa oder zitronengelb – Ostereierfarben. Nicht so leuchtend wie auf dem Foto in dem Buch, aber ich erkenne sie wieder.

»San Malo!«, ruft der Fahrer, und ich springe auf, stoße gegen Leute, die die Farbe meines Haars anstarren, anstatt mir in die Augen zu schauen.

Überall drängen sich Touristen, jede Gruppe schleppt Taschen voll Souvenirs mit sich herum und folgt entweder einem Mann oder einer Frau mit breitkrepeligem Hut und einer hochgehaltenen gelben Fahne. Ich kann über die Menge blicken, dunkle Köpfe wuseln um mein Kinn. Ich habe Pete versprochen, dass ich heute die Wohnung verlasse und diese neue Stadt erkunde, in der wir jetzt leben. Mein Vorwand, das Haus nicht zu verlassen, war, dass ich auf die Lieferung unserer Couchgarnitur warten würde, die aus irgendeinem Grund nicht zusammen mit unseren restlichen Möbeln eingetroffen ist. Aber wir wissen beide, dass ich auf ganz etwas anderes warte. Anfang der Woche hat er mich im Badezimmer erwischt, wie ich tief in der Wanne mit heißem Wasser versunken *Ein Baby kommt* gelesen habe. Er musste zweimal hinsehen und hat dann so getan, als hätte er nichts bemerkt, hat seine haselnussfarbenen Augen von mir abgewandt und beiläufig vorgeschlagen, dass ich mal an die »frische Luft« gehen und mir ein paar Sehenswürdigkeiten ansehen soll. Jetzt merke ich, dass ich mich so daran gewöhnt habe, mich in der Wohnung zu verstecken, dass mich die vielen Leute und die ganze Aufmerksamkeit, die mir zuteilwird, regelrecht überwältigen. Ich biege in eine Seitenstraße ab, weg von dem Geschnatter, dem Geglötze und der lärmenden Geschäftigkeit und versuche den Tempel zu finden, der in dem Reiseführer erwähnt wird.

Schon bald stehe ich vor großen Holztüren, auf die zwei kriegerähnliche Götter mit hervortretenden Augen und langen, im Wind flatternden und sich kräuselnden Bärten gemalt sind. Der Lärm der Menge ist verstummt; die schwarzen und weißen Pflastersteine hier sind verblasst und haben Risse. Der Tempel war leicht zu finden – es scheint, als hätten meine Füße den Weg bereits gekannt. Ich bleibe bei einem beschnittenen eingetopften Baum am Eingang stehen. Seine Nadeln zittern. Weihrauchschwaden quellen aus den Türen. Ich gehe die schmalen Stufen hinauf, obwohl mein Kopf und mein Herz von Zweifel erfüllt sind. Der dunkle Innenraum ist mit Statuen und Gold, Früchten und Bildern vollgestopft. Von Kerzen tropft honigfarbenes Wachs auf den Betonboden. Über meinem Kopf verbrennt Räucherwerk. Die Schwaden senken sich in dicken, safrangelben Spiralen wie seltsame goldene Schlangen von der Decke. Eine Katze huscht an mir vorbei, ihr Fell ein Mischmasch aus Schwarz, Rotbraun und Weiß. Ich keuche auf, und sie dreht sich um und sieht mich mit runden Augen an. Jemand im Inneren schnaubt verächtlich.

»Das ist nur Molly. Sie wohnt hier.« Eine chinesische Stimme, die englische Worte spricht.

Ich muss die Augen zusammenkneifen, um die Gestalt im schummrigen Licht erkennen zu können – es ist eine junge Frau in einem engen Trainingsanzug. Sie kauert ähnlich der Katze auf dem Boden und kaut Kaugummi. Ihre Augen sind dick mit Eyeliner umrahmt. Ihr Gesichtsausdruck liegt irgendwo zwischen Neugier und Langeweile, schwer zu sagen, was gerade überwiegt.

»Wollen Sie meine Tante besuchen?«

»Ist sie die Wahrsagerin?«

»Ja ja«, sagt sie schleppend, ohne zu nicken. »Hier lang.«

Sie richtet sich auf und geht in einen kleinen Hof an der Seite des Tempels. Staubflocken tanzen in der kalten Luft. Sie hält ein mit Strasssteinen besetztes Handy in der Hand, an dem ein schmales goldenes Amulett wie ein Pendel hin und her schwingt. Sie wirft mir einen Blick über die Schulter zu und deutet auf eine ältere Frau. Die Wahrsagerin ist ganz anders, als ich sie mir vorgestellt habe. Vielleicht hatte ich die weibliche Version eines bärtigen Lao-Tse in einem flatternden Seidenpyjama erwartet. Diese Wahrsagerin jedoch trägt Jeans und hockt auf einem Stuhl. Ihr nussbraunes Gesicht ist zu einer ärgerlichen Grimasse verzogen.

»Keine Sorge«, sagt die Frau in dem Trainingsanzug zu mir. »Sie hat nur schlechte Laune. Ich werde für Sie übersetzen. Ihr Englisch ist furchtbar, also sagen Sie mir einfach, was Sie wissen wollen.« Ihr Blick schweift zu meiner linken Hand, die den Griff meiner Handtasche umklammert. Dann sehen mir diese dunkel gerahmten Augen wieder direkt ins Gesicht. »Verheiratet?«

»Ja.«

»Okay, also, Geld, Gesundheit, was auch immer. Sagen Sie mir, was Sie wissen wollen, und ich werde sie fragen. Verstanden?«

Ich kenne die Frage genau, doch sie bleibt mir im Hals stecken. Wir starren uns ein paar Sekunden an, und ich frage mich, ob ich nicht besser wieder gehen sollte.

»Klar«, murmele ich.

Sie reicht mir einen Plastikhocker, auf den ich mich setzen kann, während die Wahrsagerin mir ins Gesicht sieht. Ihr Haar ist schwarz gefärbt und hat nahe der Kopfhaut einen silbernen Ansatz. Sie mustert mich, als würde sie nach

Makeln suchen. Ihr Gesicht ist nur wenige Zentimeter von meinem entfernt. Nervös blicke ich auf ihre Füße hinunter. Auf ihre Sandalen mit den goldenen Riemchen sind schlampig falsche Gucci-Logos gestickt. Sie berührt mit der Hand mein Kinn. Ihre Fingerspitzen fühlen sich ledern auf meiner Haut an.

»Was ist das für eine Art von Wahrsagerei?«

»Sang Mien«, antwortet meine Übersetzerin. »Gesichter lesen«.

Die Wahrsagerin greift nach meiner Schulter, um mich näher zu sich heranzuziehen. Ich spüre, wie meine Wangen erröten, als könnte sie meine Gedanken lesen, meine sehnlichsten Wünsche und meinen schlimmsten Kummer.

»Oh«, sage ich.

»Okay, sie ist jetzt so weit«, sagt die junge Frau gähmend. Sie zieht ihren Hocker über die Fliesen zu uns herüber. Ihre Tante bellt einen Satz, und sie übersetzt.

»Ihr Gesicht ist sehr quadratisch«, beginnt sie.

Ich nicke. Man könnte mein Gesicht beschönigend als »breit« bezeichnen, das weiß ich selbst.

»Das bedeutet, dass Sie praktisch veranlagt sind. Die Form Ihrer Augen sagt, dass Sie nicht so optimistisch sind, aber Sie haben ... Intuition, ein bisschen Kreativität. Ein kräftiges Kinn heißt, Sie besitzen Entschlossenheit und können dickköpfig sein. Aber Sie sind großzügig ...«

Es folgt eine kurze Pause. Die Wahrsagerin starrt ihre Nichte durchdringend an, die auf der Suche nach dem passenden Ausdruck in die Luft guckt.

»Ich kenne das richtige Wort nicht. So ähnlich wie nichts tun, das sich zu sehr vom Normalen abhebt, niemandem Ärger machen. Verstehen Sie?«

Ich nicke. Angepasst, denke ich. Damit hat sie auch recht. Das bin ich, im Gegensatz zu Mama.

Die Inspektion geht weiter. Sie sagt mir, dass meine Ohren darauf schließen lassen, dass ich schnell lerne, aber zur Schüchternheit neige. Dann starrt sie meine Nase an. Ich spüre, wie mir das Blut in die Wangen schießt. Meine Hakennase sorgte schon zu Schulzeiten für Spott und Gelächter.

»Ihre Nase zeigt, dass Sie unabhängig sind, Ihr eigener Boss sein können.«

Das hätte mal jemand den Mädchen in der Schule sagen sollen, die mich damit aufgezogen haben.

»Die Tante sagt, dass Ihre Nasenform verrät, dass Sie mit Ihrer Arbeit den Leuten helfen.«

»Aha«. Ich bin mir nicht sicher, ob mein derzeitiger Beruf, wenn man denn überhaupt von einem Beruf sprechen kann, darin besteht, Menschen zu helfen. Als »mitausgereister Ehepartner« lässt er sich wohl am ehesten beschreiben. Immer dem nach, der die Brötchen verdient. Was mich an den Typen erinnert, der im Zoo hinter den Elefanten hertritt. Und man kann sich ja denken, was der den ganzen Tag so macht ... Pete war immer der Ehrgeizigere von uns beiden, also sind wir dorthin gezogen, wo er gebraucht wurde – wo die Casinos ihn gebraucht haben. Vor diesem Umzug habe ich als Kellnerin in Cafés, Pubs, Restaurants und Hotelbars gearbeitet. Gerade genug, um Arbeitslosigkeit und Langeweile zu entgehen, aber auch nichts Weltbewegendes. Im weitesten Sinne ist das wohl auch »den Leuten helfen«. Man nennt es »Dienstleistungsbranche«, aber das ist nicht mit den Dienstleistungen von Ärzten und Feuerwehrleuten und Freiwilligen in Afrika zu vergleichen. Eigentlich bin ich die geborene Kellnerin, nicht nur weil ich Essen liebe, sondern weil ich schon

früh gelernt habe, mich um die Bedürfnisse anderer zu kümmern. Das liegt mir im Blut. Oder in der Nase, wie es scheint.

Ich setze mich auf dem Hocker zurecht, weil mir mein Hintern langsam wehtut, als die Wahrsagerin sich vorbeugt und nach einer meiner Hände greift. Sie studiert konzentriert die Linien in meiner Handfläche. Ihr Atem ist feucht und warm auf meiner Haut.

»Die Tante sagt, es gibt jemanden, den Sie lieben. Ich nehme an, das ist Ihr Ehemann, richtig? Nur einen, sagt sie.«

Ich nicke erneut. Das war nicht schwer zu erraten; wir sind lange genug verheiratet, dass der rotgoldene Ehering an der linken Hand praktisch mit meinem Finger verwachsen ist. Die Haut darunter ist milchig weiß und eingedellt.

»Ein guter Mann, aber ich sehe auch Traurigkeit. Bei ihm und bei Ihnen. Sie tragen sie hier mit sich herum.« Meine Übersetzerin deutet auf ihre Brust – auf ihr Herz, nehme ich an.

Ich nicke langsam.

»Sie werden ein gutes, gesundes Leben haben. Keine Geldprobleme. Sie werden eine Zeit lang in Macao bleiben, aber nicht zu lange.«

Die ältere Frau runzelt die Stirn, sieht zu mir auf und dann wieder auf meine Hand. Ich schlucke. Die junge Frau steckt ihr Handy in die Tasche und beugt sich vor. Eine erneute Salve auf Kantonesisch ertönt. Diesmal hat die Tante die Lautstärke etwas stärker aufgedreht. Ich beuge mich auch vor, als könnte ich dadurch ein, zwei Worte aufschnappen, aber ich verstehe rein gar nichts. Die Tante droht ihrer Nichte mit dem Finger.

»Schon gut, schon gut.« Sie verdreht die Augen. »Das macht sie ständig. Dann sagt sie etwas und meint vielleicht das

genaue Gegenteil.« Sie runzelt die Stirn. »Sie spricht von Kindern.«

Ich schnappe nach Luft und hoffe, dass sie es nicht gehört haben. Ich wünschte, ich könnte meine Hand dem Griff der älteren Frau entziehen, aber sie starrt noch immer auf meine Handfläche.

»Vielleicht wird es eins geben ...«

Die Pause scheint ewig zu dauern, die Staubflocken wirbeln durch die Luft und drehen sich um uns.

»Es ist eine zarte Linie. Sie bedeutet entweder eines oder gar keins.«

Die Wahrsagerin streichelt einfühlend meinen kleinen Finger, als wollte sie ihren Worten damit Nachdruck verleihen. Ich blicke zwischen den beiden Frauen hin und her.

»Tja, keine Ahnung.« Die jüngere Frau zuckt mit den Schultern.

»Ich verstehe nicht«, sage ich zögernd.

»Ja, sie tut so, als würde das alles einen Sinn ergeben, aber was sie sagt, ergibt überhaupt keinen Sinn. Dann sagt sie, dass es am wichtigsten ist, sich keine Sorgen zu machen. Vielleicht ein Baby, das sagt sie.«

Ich fühle mich wieder traurig und seekrank. Dass ich mir keine Sorgen machen soll, ist ein lächerlicher Rat. Ich möchte noch mehr wissen; Tausende von Fragen überschlagen sich in meinem Kopf. Ich öffne den Mund, doch die Wahrsagerin kommt mir zuvor und redet auf ihre Nichte ein. Als die junge Frau beim stechenden Blick ihrer Tante den Kopf schüttelt, lässt diese meine Hand los, beugt sich vor und hebt die Stimme.

»Entschuldigung ...«, sage ich, aber sie beachten mich nicht.

Jetzt hat die Tante ihrer Nichte die Hand auf das Knie gelegt und zeigt mit dem Finger auf sie. Das Gesicht der jungen Frau wird blass, und sie wendet sich ab. Weitere Worte auf Kantonesisch, rau und abgehackt. Ich sehe von einer zur anderen. Ihre Stimmen werden immer ärgerlicher und nachdrücklicher. Ich habe das Gefühl, etwas zu beobachten, das ich nicht sehen sollte. Als die Tante noch lauter wird, hebt das Mädchen den Blick. Ihre Pupillen sind so dunkel und hart wie schwarze Perlen und scheinen direkt in mich hineinzusehen.

»Darf ich fragen ...«, beginne ich.

»Das ist alles – fertig«, sagt sie ein bisschen zu schnell und steht auf. Die Wahrsagerin redet noch immer, doch die junge Frau lächelt mich gezwungen an und ignoriert sie.

Ich verstehe den Fingerzeig. Ich stehe langsam auf, meine Beine, die vom Sitzen in der Kälte ganz steif geworden sind, geben fast unter mir nach. Sie reicht mir nicht die Hand, um mir aufzuhelfen. Ich schwanke, als ich in meiner Handtasche nach meiner Geldbörse suche.

»Hundertfünfzig?«

»Ja.« Dann fügt sie hinzu: »Ohne Trinkgeld.«

»Äh, sicher.« Ich reiche ihr zwei Hundert-Hongkongdollar-Scheine. Sie sind neu und steif. Sie nimmt sie mit beiden Händen und hält inne, starrt mich mit diesen dunklen Augen an. Ihre Tante murmelt weiter vor sich hin, jetzt schüttelt sie den Kopf dazu. Meine Dolmetscherin dreht sich noch immer nicht zu ihr um, sondern hat den glasigen Blick weiter auf mich gerichtet.

»Behalten Sie den Rest«, sage ich.

»Danke«, antwortet sie matt.

Während ich den vom süßlichen Geruch des Räucherwerks erfüllten Tempel durchquere, spüre ich, wie meine Augen

feucht werden. Vielleicht von der Helligkeit des Lichts draußen. Auch meine Brust ist wie eingeschnürt. Ich hole tief Luft.

Draußen bewegt sich die Menge noch immer wie ein einziger Körper, der größer ist als die Summe seiner Teile. Die Sonne steht wie ein Eidotter am weißen Himmel. Als ich die Hauptstraße erreiche, gehe ich an den Bushaltestellen vorbei und halte ein Taxi an. Ich sage dem Fahrer das Einzige, was ich auf Kantonesisch kann.

»*Gee Jun Far sing.*«

Remède de Déliverance - Notfallmittel

*Veilchen mit Sahne
und einer schwarzen Johannisbeerfüllung*

Drei Tage später trifft unsere Couchgarnitur endlich ein. Ein Mann klingelt unangekündigt an unserer Tür und steht mit zwei verschwitzten Kollegen und einer Miene da, als wollte er sagen: »Und weiter?« Er lässt alles hereinbringen und auspacken, dann zeigt er mir auf einem Stück Papier, wo ich unterschreiben soll, und verschwindet wieder. Jetzt kann ich in meinem Wohnzimmer sitzen und aus dem Fenster schauen.

Wir wohnen in der sechsten Etage der *Gee Jun Far Sing*, der Schönsten Blumenstadt. Die Wohnungen sind überraschend großzügig; unsere Möbel füllen die unsere kaum aus. Es gibt eine Wunderbare Blumenstadt und eine Große Blumenstadt, und eine Königliche Blumenstadt wird es auch bald geben, aber unser leuchtend violettes Haus ist das schönste. Ein über vierzig Stockwerke hohes lila Gebäude, das wie eine dünne exotische Lilie in den Himmel ragt, ist ziemlich schwer zu übersehen. Bei näherer Betrachtung fällt auf, dass die Fassade nicht in dieser Farbe gestrichen, sondern mit kleinen violetten Fliesen überzogen ist – wie Pixel auf einem Computerbildschirm. Fast alle Wohnhäuser sind auf die gleiche Weise verkleidet. Wahrscheinlich werden die Fliesen in Bahnen angebracht und dann wie eine Tapete oder die Glasur auf einem Hochzeitskuchen glatt gestrichen.

Von der Couchgarnitur, mit der wir jetzt endlich wieder vereint sind, kann ich auf den Parkplatz über der vierten Etage, ein Stück Brachland dahinter und das Nova-City-Wohnhaus direkt gegenüber sehen. Das Nova City ist ein älteres Gebäude. Es muss einmal weiß gewesen sein, doch jetzt ist es genauso grau wie der Himmel an einem abgasreichen Tag. Unter den undichten Klimaanlageanlagen sind Schmutzstreifen an der Wand zu erkennen. Auf dem leeren Grundstück soll demnächst ein Park oder so etwas angelegt werden, hat man mir gesagt. Jede Woche gibt es neue Gerüchte, was damit geschehen soll – eine unterirdische Tiefgarage, eine Straßenbahnhaltestelle oder noch ein weiteres Kasino. Doch es passiert nichts. Das schäbige Grundstück bleibt leer und mit Unkraut überwuchert.

Als ich so auf dieses verlassene Stück Land blicke und das tue, was ich am besten kann, nämlich warten, klingelt das Telefon. Beim ersten Klingelton bleibt mir das Herz in der Brust stehen. Ich versuche normal zu atmen. *Geh einfach ran, Grace.* Mein Herz rast wie ein Rennpferd beim Grand National. Ich sehe meine Akte in seinen Händen, eine Mappe mit roten und gelben Klebezetteln an der Seite, auf denen der Name G. Miller steht. Die Verbindung ist zu schlecht, als dass ich aus dem Klang seiner Stimme, seinem Tonfall oder seinen Pausen etwas heraushören könnte. Er räuspert sich.

»Hallo, Dr. Lee«, sage ich.

Ich stelle ihn mir am anderen Ende der Leitung vor, am anderen Ende der Welt. Dr. Lee sieht älter aus, als er ist, wahrscheinlich weil er so oft lächelt. Die wenigen Falten in seinem runden Gesicht haben sich um die Wangen versammelt, als würde er seit Jahren nur gute Nachrichten verkünden. In meinen Gedanken lächelt er breit, die Arme voller properer,

glucksender Babys in rosa und hellblauen Stramplern. Obwohl er aus seiner Praxis in London anruft, stammt er ursprünglich aus Hongkong, sodass er Macao, das nur einen Steinwurf entfernt liegt, gut kennt. Er hat oft die Sommerferien hier verbracht.

Zwei Jahre mit gekreuzten Fingern und Sex nach dem Terminkalender waren vergangen, bevor ich mich traute, ihn in seinem seegrünen Büro mit den künstlichen Seidenmohnblumen im Wartezimmer aufzusuchen. Zuvor war ich bereits bei einem anderen Endokrinologen, der feststellte, dass ich zu viel follikelstimulierendes Hormon produzierte. Und obwohl wir genau wussten, was das zu bedeuten hatte, war es immer noch leichter, von meinem FSH-Wert zu sprechen, als die gefürchteten Worte »prämatüre Menopause« in den Mund zu nehmen. Noch schlimmer war es, wenn jemand den Ausdruck »Unfruchtbarkeit« in den Raum warf – einfach so, ohne nachzudenken. Da wurde mir immer ganz schlecht.

»Wir versuchen es mit einem anderen Arzt. Noch ein letztes Mal«, hatte ich zu Pete gesagt.

Und so kamen wir zu Dr. Lee, der uns mit seinem ganz besonderen Lächeln anlächelte, und wir schöpften neue Hoffnung. Es gab immerhin kleine Lees. Das war doch ein gutes Zeichen, oder? Sie grinsten von den Fotos auf seinem Schreibtisch, die rücksichtsvollerweise mit dem Rücken zu den Patienten standen, sich jedoch in den Glastüren der Regale hinter ihm spiegelten. Eine kinderlose Frau sieht so etwas, sie sieht alles.

Auf sein Anraten hin habe ich Akupunktur und Yoga ausprobiert, keinen Weizen mehr gegessen, fünf Kilo abgenommen und vor jedem Test die Finger an beiden Händen gekreuzt. Die blauen Linien haben mich jedes Mal im Stich gelassen, zu

viele Tränen sind in das weiße Waschbecken in unserem Badezimmer geflossen. Ich wollte so gerne schwanger werden. Dann wollte ich nur noch eine ganz normale Periode. Ich habe gehofft und gebetet, doch nichts änderte sich. Schließlich stand noch ein letzter Test an. Selbst Pete war am Ende seiner Kräfte. »Danach hörst du auf, Liebes. Bitte«, flüsterte er.

Er hatte so viel ertragen müssen. Meine Hormone, meine Stimmungsschwankungen, meine Tränen. Ich wollte ihm nicht widersprechen, denn ich war auch erschöpft. Nur noch ein letzter FSH-Test.

Jetzt, während ich über Macao schaue, spüre ich das verzweifelte Bedürfnis, dieses Gespräch zu einem späteren Zeitpunkt zu führen.

»Grace, ich habe die Ergebnisse.«

Ich kann es an seiner Stimme hören. Kinder in Bilderrahmen, ihr Lächeln vom Glas reflektiert, wird es für mich nicht geben.

»Ich fürchte, es ist nicht das herausgekommen, was wir gehofft hatten. Ich hätte gedacht, dass es mit der zusätzlichen hormonellen Unterstützung und den alternativen Therapien klappen würde. Aber ...«

Diese Stimme, auf die ich so lange gewartet habe, wird zu einem seltsamen Summen in meiner Ohrmuschel. Ich kann dem, was er sagt, nicht folgen, und es spielt auch keine Rolle. Das Einzige, was ich höre, ist *Versagen*. Primäres Ovarialversagen. Mit Mitte dreißig bin ich eine alte Frau.

Als Pete nach Hause kommt, sitze ich noch immer auf der Couch. Es ist schon dunkel, doch ich habe die Vorhänge nicht zugezogen. Ich habe ihn auch nicht angerufen, obwohl ich es kurzzeitig in Erwägung gezogen hatte.

Er schielt zu mir herüber, während er sich die Schuhe auszieht. »Grace?«

Ich stelle mir vor, was er sieht. Seine Frau, zusammengerollt auf dem Sofa, das Gesicht müde und alt. Er setzt sich zu mir und nimmt meine Hand. Lehnt sich zurück. Seufzt. Wir starren beide den Fernseher an, weil er automatisch den Blick auf sich zieht, auch wenn er ausgeschaltet ist. Das schwarze Rechteck ist wie eine dritte Person, die unser Gespräch belauscht.

»Wir sollten darüber reden. Vielleicht können wir irgendwas tun ...«, sagt er nach einer langen Pause. Seine Stimme ist stark und ermutigend. Seine Alphamännchenstimme. Eine Stimme, die die Männer zu ihm hinzieht wie die Wölfe zum Anführer des Rudels. Deshalb ist er wohl auch so ein guter Manager. Oder vielleicht ist es irgendein Pheromon. Er nimmt nie Aftershave, deshalb haftet ihm stets ein natürlicher salziger Geruch an. Dieser Geruch hat mir immer den Verstand geraubt. Doch nicht jetzt.

Ich schüttele den Kopf.

»Gracie, was genau hat er gesagt?« Er drückt tröstend meine Finger, aber sein Tonfall ist ein bisschen schulmeisterlich.

Ich schüttele den Kopf; ich will nicht wie ein rohes Ei behandelt werden.

Er sagt noch etwas, doch ich höre es nicht, obwohl ich mich zu ihm umdrehe. Ich sehe sein dichtes, lockiges Haar, das eher zu einem Musiker oder einem Künstler passen würde als zu einem Geschäftsmann. Wie immer muss er dringend zum Friseur, und ich mache mir im Geiste eine Notiz. Es ist so lange her, dass ich ihn wirklich angesehen habe. Durch den Nebel der Traurigkeit wird mir klar, wie sehr wir uns voneinander entfernt haben. Er kommt mir irgendwie fremd vor.

Die letzten Jahre, in denen wir versucht haben, ein Baby zu bekommen, haben uns zunehmend getrennte Wege einschlagen lassen. Ich betrachte seine dunklen Augenbrauen und die Tränensäcke, die von zu wenig Schlaf zeugen. Zwei tiefe Linien, eine auf jeder Wange, umrahmen seine Lippen. Er legt den Kopf schief und runzelt die Stirn. Sein Gesicht spiegelt so viel Mitleid wider, dass mir schlecht wird. Was gibt es noch zu sagen?

»Ich möchte nicht darüber reden«, sage ich matt.

Ich habe ein neues Talent. Der Schlaf hat das Warten abgelöst. Pete besorgt mir von irgendwoher ein Rezept für Schlaftabletten, die ich anstelle der Mahlzeiten zu mir nehme. In regelmäßigen Abständen, um bloß nicht wach zu werden. Ich will nicht wach sein.

Doch ein paar Tage später werde ich aus dem Schlaf gerissen. Ich bin schweißgebadet. Ich habe von Mama geträumt.

Wir standen auf einem Feld voller Mohnblumen, ihre großen, herrlich roten Köpfe bewegten sich in der Brise, als wir zwischen ihnen hindurchschritten. Mama ging einige Meter vor mir und hat gesungen. Ich glaube jedenfalls, dass sie gesungen hat. Vielleicht hat sie auch mit den Blumen gesprochen. Sie hatte ihnen den Kopf zugeneigt, und auf ihrem Gesicht lag ein breites Lächeln. Sie steckte sich die Haare hinter das Ohr. Die Sonne war warm, die Brise kühl, und ihr glückliches Gesicht schien »Ich liebe dich, Gracie« zu sagen. Genau das hat sie immer gesagt, wenn sie mich abends ins Bett gebracht hat. Als wäre alles in bester Ordnung. Doch dann war da ein lautes Geräusch, wie ein Donner oder ein Peitschenschlag auf trockener Erde, und eine Schar Vögel schoss über den Himmel. Wir sahen einander an, Mamas Gesicht wurde

blass und ruhig. Sie wirkte nicht kleiner, aber dünner und fast ein wenig durchsichtig.

Hatte ihr Mund die Worte *Verzeih mir* geformt? Furcht ergriff von mir Besitz. Ich stolperte auf sie zu, mein Rock streifte die Mohnblumen. Mama sang noch immer, aber alles war so still, ich konnte nur sehen, wie sich ihre rot angemalten Lippen bewegten. Sie verblasste langsam. Ich begann zu weinen. Als ich sie eingeholt hatte und mein Ohr an ihren Mund legte, fielen meine Tränen in ihren Nacken und benetzten ihre Bluse. Dann hörte ich, was sie flüsterte: »Summertime, and the livin' is easy ...«

Ich setze mich im Bett auf und wünsche mir, den Traum vergessen zu können. Ihr Gesicht, ihre Stimme, selbst der Geruch ihres Lieblingsparfüms wirbeln endlos durch meinen Kopf, machen mich benommen und rauben mir den Atem. Ich greife nach den Schlaftabletten auf dem Nachttisch und nehme eine. Sie wird frühestens in einer halben Stunde wirken, doch wach zu bleiben ist zu schmerzhaft. Meine Muskeln tun weh, aber um mein Herz ist es noch schlimmer bestellt. Ich verziehe beim Anblick des Sonnenlichts, das durch das Fenster dringt, das Gesicht. Der Frühling ist im Anmarsch, und das Jahr des Goldenen Schweins geht zu Ende. Was jetzt? *Was jetzt?*

In jenen Momenten, den Badezimmermomenten, in denen ich auf diese magischen blauen Linien wartete, dachte ich seit Langem wieder an Mama. Jetzt ist sie hier bei mir in Macao, drängt sich in meine Träume. Töchter verstehen ihre Mütter erst, wenn sie selbst Mutter werden, das hat eine Kollegin einmal zu mir gesagt. Vielleicht hatte sie recht. Mama tauchte wieder in meinen Gedanken auf, als ich in den Wartezimmern der Fachärzte saß und die Frauen und ihre Kinder in den Kinderwägen anstarrte. Ich hatte Mama und ihre Ge-

heimnisse vor langer, langer Zeit aus meinem Gedächtnis verbannt, doch mit einem Mal war sie wieder da, hatte mich bei meinen Kinderhänden gefasst und tanzte mit mir, backte Matschkuchen, kicherte, weinte. Szenen aus unserer Vergangenheit reihten sich zu einer krummen Gänseblümchenkette aneinander. Ich konnte nicht aufhören, an sie zu denken. Manchmal glaubte ich sogar, sie beim Fleischer gesehen zu haben oder am Bahnhof, wie sie gerade in einen Zug steigt. Doch eins weiß ich mit Sicherheit: Meine Kollegin hatte unrecht. Ich werde Mama nie verstehen. Ich drücke die Finger gegen die Schläfen und lehne mich in mein Kissen zurück.

Pete hat mir ein Sandwich neben das Bett gestellt, es pappt langsam an dem weißen Teller fest. Darunter liegt ein Notizblock. Ich greife nach dem Block und sehe mich nach einem Stift um – ich kann nichts dagegen tun, es ist zu einer Gewohnheit geworden. Seit wir uns vorgenommen haben, ein Kind zu bekommen, schreibe ich Mama Briefe. Irgendetwas daran beruhigt mich, hilft mir, mich besser zu fühlen. Wenigstens für eine Weile. Manche Frauen schreiben Tagebuch, ich schreibe Mama. Meiner Mama mit den rubinroten Haaren. Wild wie eine Katze. Die einzige Person, die meine beste und meine schlechteste Seite kennt. Die mir ständig gegenwärtig ist.

*Liebste Mama,
erinnerst du dich an die Zeit, als wir in Borough gewohnt
haben und der Vogel gegen das Fenster geflogen ist? Wir haben
gebacken – Meringues, Tartes, irgendetwas Französisches.
Wir waren in der Küche und hörten diesen entsetzlichen
dumpfen Aufschlag und sahen auf. »Du liebe Güte, das klingt,
als wäre ein Engel vom Himmel gefallen«, hast du gesagt.*

Ich habe wirklich geglaubt, dass es ein Engel war und bin auf die Ecke der Spüle geklettert, um hinauszusehen. Wahrscheinlich habe ich eine blonde, lockige Frau erwartet, die sich ihren verletzten Kopf reibt und ihr langes, blaues, glänzendes Kleid glatt streicht. Du weißt schon, so wie der Engel oben auf dem Weihnachtsbaum. Doch stattdessen lag da ein kleiner, verängstigter Vogel im Blumenkasten vor dem Fenster, mitten auf der Blumenerde.

Erinnerst du dich, wie wir den Vogel aufgehoben und in eine ausgespülte, mit Socken ausgelegte Eisdose gelegt haben? Er lag auf der Seite und starrte uns mit einem suchenden, blinzelnden Auge an. Man sah sein kleines Herz so schnell und hart schlagen, dass ich Angst hatte, es würde durch den Schock explodieren. Dann hast du den Karton zum Bett herübergebracht und dich danebengesetzt und gesummt. Du hast »Amazing Grace« gesummt.

Du hast eine Flasche Notfalltropfen aufgeschraubt und die Pipette ganz nahe an den kleinen, orangefarbenen Schnabel des Vogels gehalten. Ich war mir sicher, dass er den Schnabel nicht aufmachen würde, doch das hat er, nur ein ganz klein wenig. Ein paar Tropfen des Heilmittels sind hineingeflossen, der Rest ist auf den wächsernen Federn auf seiner Brust gelandet. Du hast weiter gesummt und endlich – mir kam es wie eine Ewigkeit vor, obwohl es wahrscheinlich gar nicht so lange gedauert hat – konnte er sich wieder aufrappeln. Mit einem Auge hat er mich, mit dem anderen dich angesehen. Wir haben ihn zum Dachgarten hochgebracht, erinnerst du dich? Sobald wir oben waren, ist er aus der Eisdose gehüpft und unsicher in den Himmel geflattert. Wie schnell er sich wieder daran erinnert hat, wie man fliegt.

Mama, ich weiß nicht, was ich tun oder sagen oder denken

oder fühlen soll. Ich kann nur an seltsame Dinge denken. Wie an diesen Vogel. Wenn ich an das denke, was wirklich wichtig ist, habe ich das Gefühl zu ertrinken. Dann schnürt es mir die Kehle zu. Mein Herz beginnt zu hüpfen wie dieser kleine Vogel, und ich wünschte, du wärst hier. Um mit mir zu backen. Um mit mir zu singen. Um mir übers Haar zu streichen.

Deine dich liebende Tochter

Grace

Am späteren Abend liege ich auf der Couch, aber ich sehe nicht fern. Ich starre aus dem Fenster.

»Grace? Bist du wach?«, fragt Pete. Als er nach Hause gekommen ist, hat er die Wohnung dunkel vorgefunden. Ich habe vergessen, das Licht anzumachen. Er betätigt den Schalter, der der Tür am nächsten ist, während er aus seinen Schuhen schlüpft.

Ich schenke ihm ein kleines Lächeln; er sieht so besorgt aus, da ist das das Mindeste, was ich für ihn tun kann. Als er zu mir herüberkommt, strecke ich die Hand aus und berühre seinen Mund mit den Fingerspitzen. Es ist derselbe Mund, den ich heute Morgen zum Abschied geküsst habe, und doch fühlt er sich so fremd an. Ich beuge mich vor und küsse ihn auf die Lippen, als würde ich eine unbekannte Frucht probieren.

Er wird niemals Vater werden.

Als ich mich von ihm löse, starrt er mich an, und sein finsterner Blick wird weicher.

Er wird niemals Vater werden, und das ist meine Schuld.

Ich beuge mich wieder vor und küsse ihn so leidenschaftlich, dass ich das Eisen in seinem Blut schmecke. Ich muss

ihm das Zahnfleisch verletzt haben, und am liebsten möchte ich ihm in die Lippe beißen. Er wimmert leise und befreit sich, um mich erneut anzusehen. Ich drücke ihn aufs Sofa zurück, die dunklen Kissen verdecken die Konturen seines Gesichts. Ich sehe ihn im Halbdunkel nur unscharf, doch ich finde seinen Mund und drücke meine Lippen so fest auf seine, dass ich seine Zähne dahinter spüre. Als ich mich zurückziehe, um Luft zu holen, sitze ich bereits auf ihm. Ich weiß, dass er mich weiter anstarrt, aber er sagt nichts. Die Geräusche, die wir machen, beschränken sich auf warme, kurze Atemzüge.

Die Krawatte raschelt, als ich sie ihm vom Kragen reiße. Er knöpft sein Hemd auf, während ich von ihm herunterrolle, um ihm die Hose auszuziehen. Ich ziehe mir die Bluse über den Kopf, und er öffnet meinen Reißverschluss. Als ich meinen BH aufmache, hält er meine Arme einen Moment lang hinter meinem Rücken fest, und wir halten halb nackt inne. Wir tragen beide noch unsere Socken, seine sind kurz und dunkel und noch warm von seinen Schuhen.

»Ich ...«, beginnt er, beendet den Satz jedoch nicht. Ich sehe seinem Gesicht an, dass er sich danach sehnt, mit mir zu reden. Eine Million ungesagter Dinge liegen in seinen Augen. Stumm bitte ich ihn zu schweigen, was er auch tut.

Ich spüre, wie er groß und warm gegen meinen Slip drückt, versuche mich zu erinnern, wann meine letzte Periode war und frage mich, ob ich vielleicht gerade einen Eisprung habe. Das ist mittlerweile zur Gewohnheit geworden, doch der Gedanke verschwindet schnell wieder; es ist nicht mehr wichtig. Er lässt meine Arme los, und seine Hände wandern zu meinen Oberschenkeln. Ich ziehe ihm die Boxershorts aus und greife nach ihm. Er stöhnt und wirft den Kopf in den Nacken, sodass ich bis auf sein Kinn nicht mehr viel von seinem Ge-

sicht sehe. Ich winde mich aus meinem Slip und lasse ihn auf den Boden fallen. Dann setze ich mich so schnell auf ihn, dass er verblüfft nach Luft schnappt. Er greift nach meinen Brüsten, doch ich halte seine Arme fest. Meine Brustwarzen berühren sanft die Haare auf seiner Brust, als wir uns zusammen bewegen. Ich empfinde einen trockenen Schmerz und schließe die Augen so fest, dass ich Sterne sehe – was mich davon abhält, mir groß Gedanken über irgendetwas zu machen. Wir sind brutaler und hungriger und leidenschaftlicher als sonst. Pete schreit laut auf und befreit sich aus meinem Griff. Er packt mich so fest, als würde ich umfallen, und zieht mich eng an sich. Wir stoßen warme, lautlose Schreie in der Dunkelheit aus. Dann pressen wir zitternd unsere Körper gegeneinander, und als es vorüber ist, habe ich mein Gesicht so tief in seinem Nacken vergraben, dass ich das Salz auf seiner Haut riechen kann. Wie lange ist es her, dass wir zweckfreien Sex gehabt haben? Dieser Gedanke macht mich traurig und wütend zugleich. Er murmelt etwas in mein Haar, und ich grabe meine Zähne in seine Schulter, bis er laut aufschreit. Wir lösen uns atemlos und keuchend aus unserer Umarmung.

Später, als er schläft, starre ich auf seinen weit geöffneten Mund, aus dem hässliche, abgehackte Atemzüge kommen. Ich betrachte in der Dunkelheit sein Gesicht, das Gesicht des Mannes, den ich vor so langer Zeit auf Bali geheiratet habe, dass ich mich an vieles, was an diesem Tag passiert ist, schon gar nicht mehr erinnern kann. Meine Augen wandern von seinem Mund zu seinem Bauch hinunter, über seine Beine und wieder zurück. Egal, wie viel Bier er trinkt und wie viele Burger er in den kurzen Mittagspausen an seinem Schreibtisch isst – sein nicht mehr ganz so junger Körper scheint prächtig zu funktionieren. Das macht mich wütend. Wütend

und verzweifelt. Ich liege in der Dunkelheit und starre ihn an, die Haare auf seiner Brust, seinen weichen Bauch. Dann denke ich an eine Tomatentarte. Warm und süß, so wie die, bei der wir uns ineinander verliebt haben.

Ich war aus London geflohen und nach Melbourne gezogen. In Australien war der Himmel blauer, und ich hatte das Gefühl, endlich tief durchatmen zu können. Allein. Ich hatte einen Freund, der in einer Wohnung in Northcote direkt hinter dem Coles-Supermarkt wohnte. Er hieß Dan. Mit ihm hatte ich zwar nicht das große Los gezogen, aber er war lustig, wenn er betrunken war. Um ehrlich zu sein war mir das alles ziemlich egal; ich war nicht auf der Suche nach Mr. Perfect, sondern nur nach einem halbwegs annehmbaren Lover, mit dem ich jung und albern sein konnte, und Dan war da genau der Richtige.

Eines Morgens, als Dan noch schlief und ich mit einem leichten Kater aufwachte, beschloss ich, mir etwas zu essen zu besorgen, und ging zu Coles. Ich trug Dans Trainingshose, ein T-Shirt und ein Paar alte grüne Flipflops, die ich hinter der Wohnungstür gefunden hatte. Durch den Kater hatte ich einen Riesenhunger, war aber nicht in der Lage, mich für etwas zu entscheiden. Ich weiß nicht, wie lange ich durch den Supermarkt gelaufen bin und mir Mahlzeiten ausgedacht habe. Brathähnchen und Mayonnaise-Sandwiches. Pizza mit knusprigem Boden. Große, dampfende Schüsseln mit Spaghetti bolognese. Knackige Käsenachos mit saurer Sahne. Ich drehte eine große Runde und landete wieder in der Obst- und Gemüseabteilung. Neben den Pfirsichen standen Schalen mit Tomaten, die noch an den Rispen hingen und einen sinnlichen Geruch verströmten, der mir direkt in die Nase stieg, als

ich nach einer Schale griff. Am Boden lagen ein paar leicht verfaulte Früchte, doch der Rest war perfekt, dick und rot und duftete schwer nach den grünen Rispen. Jemand hatte eilig auf ein Preisschild geschrieben: \$ 5 *pro Schale*.

Der Geruch ließ die Erinnerung an eine Tomatentarte in mir aufsteigen, die Mama eines Morgens gemacht hatte. Da war ich ungefähr sechs, glaube ich. Es war noch dunkel, als ich aufwachte, und es roch nach gebratenen Tomaten und Ziegenkäse, der auf dem Grill Blasen warf. Ich hörte Gesang und ging in die Küche, wo Mama in einem violetten selbst gestrickten Pullover mit Zopfmuster und einer Pyjamahose herumlief. Die Hosenbeine waren hinten mit Schmutz bespritzt, und sie trug eine rote und eine schwarze Socke.

»Miss Grace Raven!«, trällerte sie und zog die erste göttliche Tomatentarte aus dem Ofen. Es muss fünf Uhr morgens gewesen sein, doch mir lief das Wasser im Mund zusammen. Die Küche war warm, und Mama lächelte breit. Als sie mich ins Bett gebracht hatte, war sie in einer düsteren, hitzigen Stimmung gewesen, sodass mich ihr Lächeln innehalten ließ. Ich wartete ab, ob es nicht wieder verschwand und alles nur ein Traum war. Sie huschte durch die Küche wie eine Sommerfliege, lachte und redete. Ich folgte ihr mit den Augen, ohne die nackten Füße auf dem Boden zu bewegen.

»Deine Mama hat zum Frühstück eine Tomatentarte gemacht. Eine Tarte für den König und die Königin dieses Hauses. Das sind wir, mein liebes Kind. Du und ich!«

Ihr Lächeln war eine Spur zu fröhlich, doch ich sah trotzdem aufmerksam zu, als sie mir zeigte, wie sie den Blätterteig eingekerbt und mit Öl bestrichen hatte. Sie ließ mich an dem Thymian riechen, den sie zwischen Fingern und Daumen zerrieb, und sagte mir, dass Knoblauch gut war, um Erkältungen

vorzubeugen. Sie hielt mir Vorträge über das Kochen und sang und lachte und backte, bis das Licht durch die Fenster drang. Dann setzten wir uns und aßen die heiße Tarte ohne Messer und Gabel. Sie küsste mich auf die Wangen und roch nach Knoblauch. Ich erinnere mich an den heißen Käse, der auf Mamas Pullover tropfte und auf der Wolle zu einem gummiartigen Streifen trocknete.

Ich hielt die Schachtel mit den Tomaten den ganzen Weg zurück zu Dans Haus in der Hand. Ich dachte an Mama, während ich die Tomaten vorbereitete und rohen Knoblauch zerdrückte und die beißenden Säfte auf der Haut um meine heruntergebissenen Nägel brannten. Ich war am Verhungern, als alles im Ofen war, und muss ziemlich fürchterlich ausgesehen haben – die Haare waren total zerzaust, die Mascara vom Vorabend war in den Augenwinkeln zusammengelaufen, und auf dem alten T-Shirt, das an mir herunterhing, befanden sich hässliche Spritzer vom Innenleben der Tomaten. Ich war wie trunken von dem Duft der Tarte, der aus dem Ofen aufstieg, und tief in meine Erinnerungen versunken, als aus dem Wohnzimmer ein nach Schlaf riechender Mann mit nacktem Oberkörper in die Küche kam. Schläfrig ging er zum Kühlschrank hinüber, doch meine Tomatenschachtel mit den paar verfaulten Exemplaren stand ihm im Weg. Er sah noch schlimmer aus als ich.

»Was zum Teufel ...«

Dickes, lockiges, braunes Haar fiel ihm in die Augen, schiefe Zähne ragten aus seinem Unterkiefer. Doch die oberen Zähne waren schön. Schön und weiß und gleichmäßig. Ich nahm an, dass das Dans Mitbewohner war.

»Sorry, ich nehme das sofort weg. Das sind nur Tomaten – ich mache eine Tarte«, entschuldigte ich mich. Sehr britisch.

Ich wünschte, ich hätte meinen BH angezogen, obwohl er nach Rauch und Bier stank.

»Du machst was?« Er drehte sich um, um mich richtig anzusehen. Sein Blick wanderte an mir herunter. Einen Augenblick verweilten seine Augen auf meinen Füßen.

»Äh, eine Tarte. Eine Tomatentarte. Sorry, deshalb steht da die Schachtel ...« Ich machte eine lahme Handbewegung.

Er legte den Kopf schief und lachte.

»Ach du heilige Scheiße, was für ein vornehmer Akzent. Eine Tarte – das ist so was wie eine Pastete oder so, richtig?« Er ging zum Kühlschrank und zerrte einen Karton mit Orangensaft heraus. Er überprüfte das Haltbarkeitsdatum und runzelte die Stirn.

»Äh, nein, eine Tarte ist etwas völlig anderes als eine Pastete.« Ich wusste, dass ich *gouvernantenhaft* klang. Trotzdem – mein Akzent ist nicht vornehm. Er ist schlicht und einfach britisch.

Seine Brustwarzen spitzten aus kleinen Kreisen dunkler Haare hervor – den einzigen Haaren auf seiner Brust. Hätte er sich verdammt noch mal nicht etwas anziehen können? Er lachte mich mit diesen Zähnen an, und ich wusste, dass er mich nur aufgezogen hatte. Ich hatte vergessen, dass australische Männer Weltmeister darin waren, andere Leute hochzunehmen. Wahrscheinlich hatte er schon in der Grundschule die Mädchen an den Zöpfen gezogen.

»Okay«, sagte er etwas freundlicher. Er lehnte sich gegen die Kühlschranktür und trank direkt aus dem Karton. Saft klebte an seiner Oberlippe. Er leckte ihn ab, dann drehte er sich zum Ofen um.

»Das riecht gut.«

»Danke.«

Ich sah, wie er das Chaos betrachtete, das ich angerichtet hatte. Roter Tomatensaft war über Spülbecken und Messer und mehr als ein Schneidebrett verspritzt. Wenn man ein ordentlicher Koch sein will, ist ein Kater nicht gerade förderlich. Ich hatte ein noch schlimmeres Chaos angerichtet als Mama früher.

»Du kannst etwas davon abhaben, wenn du willst.«

Er nickte.

»Ich bin übrigens Grace und mit ...«, ich deutete so lässig wie möglich auf Dans Zimmer. Die Tür stand einen Spaltpfeiler offen, und wo die Bettdecke weggerutscht war, konnte man eine nackte Hinterbacke sehen.

Dans Mitbewohner schaute in die Richtung, in die ich gezeigt hatte. »Aha.« Dans Nacktheit schien keinen großen Eindruck auf ihn zu machen. Ich nahm an, dass das kein ungewohnter Anblick für ihn war. »Ich bin Pete. Also, wenn du schon so fragst, dann gerne.«

Wir saßen am Wohnzimmertisch und sahen Nachrichten. Die Tarte war himmlisch, Mama wäre stolz auf mich gewesen. Ich hatte zwei ganze Ofenbleche gemacht, und wir hatten alles vertilgt, noch bevor Dan aufwachte. Pete leckte sich die Finger und sagte mir mit einem Seufzen, wie delikates es gewesen sei. Er erzählte mir, dass er im Kasino als Tischchef arbeitete und vorher zusammen mit Dan auf die Uni gegangen war. Er hatte sein Wirtschaftsstudium hingeschmissen, weil es ihn nicht wirklich interessierte und ihm sein Teilzeitjob als Croupier besser gefallen hatte. Damals war er auch zu Dan gezogen. Pete meinte, dass Dan ein netter Kerl sei, aber etwas zu viel trank, was die Sache ziemlich gut auf den Punkt brachte. Pete wollte in ein paar Monaten ausziehen, es war an der Zeit; er und Dan wohnten jetzt seit mehreren Jahren zusammen. Ich

sah in seine grün gesprenkelten Augen, während er mit dieser leisen, überzeugenden Stimme sprach, und starrte auf seine schwarzen Wimpern. Wir saßen stundenlang da und aßen und redeten und sahen fern. Er versicherte mir, dass meine Tarte die beste *Pastete* sei, die er je gegessen hätte. In seiner Gegenwart fühlte ich mich ungezwungen wie im Kreise der Familie, wenn ich denn außer Mama jemals eine gehabt hätte. Und er wies mich darauf hin, dass ich seine Flipflops anhatte.

Jetzt, so viele Jahre später, liegt Petes nackter Körper auf dem Bett ausgestreckt, seine schönen Augen sind geschlossen. Er ist ganz nah bei mir und doch so weit weg. Ich gehe allein in die Dusche. Als die Tränen endlich kommen, sind sie heiß und groß. Ich stehe unter dem Strahl und lasse das Wasser über meine Lider und meine Nase fließen und auf meine Brust spritzen. Plötzlich bin ich zu müde, um aufrecht stehen zu bleiben. Ich setze mich hin und ziehe die Knie an die Brüste. Ich stelle mir vor, wie Mama hereinkommt und mich so sieht. In welcher Stimmung sie auch wäre – und sie konnte in sehr düsterer Stimmung sein –, sie würde mir ein Handtuch geben. Mir sagen, dass ich aufstehen und mit ihr Toast essen soll. Sie würde den Kessel aufsetzen und eine Wärmflasche füllen und in einen braunen Wollbezug stecken. Sie würde Tee machen. Ich warte so lange, bis die Fliesen in der Duschkabine ein Muster auf meinem Rücken hinterlassen, doch niemand kommt, um mich in ein Handtuch zu wickeln; außer dem Geräusch fließenden Wassers ist nichts zu hören.

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Hannah Tunnicliffe**Der Duft von Tee**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35737-2Diana

Erscheinungstermin: Mai 2013

„Es war Zeit für mich, ein eigenes Leben zu finden. Es war das Ende der Hoffnung und auch ihr Anfang.“

Grace blickt voller Zuversicht in die Zukunft, als sie ihren Mann in ein neues Leben nach Macao begleitet. Doch kurz nach ihrer Ankunft erfährt sie, dass sich ihr Traum von einer eigenen Familie nicht erfüllen wird. In ihrem Schmerz besinnt sich Grace auf ihre Leidenschaft, das Backen, und eröffnet ein Café. Im Lillian's serviert sie nicht nur Tee und raffinierte Macarons, sondern begegnet auch Menschen, die ihr Leben verändern ...

„Ein exotischer Schauplatz, köstliche Macarons und viel Gefühl – unbedingt lesen!“ Booklist

 [Der Titel im Katalog](#)